



**„Von allen Seiten umgibst du mich und
hältst deine Hand über mir.“**

(Psalm 139,5)

- Es gilt das gesprochene Wort. -

Bericht vor der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
München
21. bis 25. März 2021
von Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm

Inhalt

.....	1
1. Einleitung	3
2. Wo ist Gott in der Pandemie?	4
3. Kinder und Jugendliche in Zeiten der Corona-Pandemie	8
4. Menschenrechtsslage in Westpapua	10
5. Segensreich arbeiten mit weniger Mitteln – Fünf Regeln	11
6. Ausblick: Die Wüste blüht	13

1. Einleitung

„Wer hätte noch vor kurzem gedacht, dass...“ – diesen Satzanfang haben wir im vergangenen Jahr in vielen Reden gehört. Auch ich habe manchen Satz so angefangen. In diesem Satzanfang kommt etwas zum Ausdruck, das wir, glaube ich, alle empfinden und das auch im Hinblick auf diese Synodentagung gilt: Wer hätte vor einem Jahr gedacht, dass wir nicht nur die Herbstsynode digital würden abhalten müssen, sondern nun auch noch die Frühjahrssynode. Im Nachhinein erscheinen mir die Tage in Geiselwind, so kurz sie waren, noch kostbarer. Wir haben uns in der neuen Synodenzusammensetzung endlich auch physisch treffen können, sehen können, gemeinsam den Duft des Pausenkaffees riechen können und so manches spontane Gespräch am Rande führen können, bei dem nicht alle anderen zuhören.

Aber das „Wer hätte noch vor kurzem gedacht, dass...“ bezieht sich nicht nur auf Defizit- und Verzichtserfahrungen. Es gilt auch für so manche Entwicklung, die uns positiv überrascht hat. Wer hätte vor einem Jahr gedacht, dass wir zum jetzigen Zeitpunkt schon drei Monate hinter uns haben würden, in denen gegen Covid-19 geimpft wird? Bei aller berechtigten Kritik an der mangelnden Geschwindigkeit der Impfungen: man kann gar nicht dankbar genug sein, dass es jetzt nur noch eine Frage der Zeit ist, bis in Deutschland alle, die geimpft werden wollen, auch die Möglichkeit dazu bekommen. So dass wir jetzt wirklich guten Grund haben, darauf zu hoffen, dass die nächste Tagung der Landessynode dann endlich wieder in physischer Gemeinschaft stattfinden kann.

Ich füge noch ein anderes Beispiel hinzu: „Wer hätte noch vor einem Jahr gedacht, dass wir als Kirche und als Gesellschaft insgesamt so gut funktionieren würden, auch ohne dass wir auf physische Kontakte angewiesen sind. So sehr wir uns solche Kontakte wieder wünschen - dass dieser Synode jetzt so viele beratungsfähige Dokumente vorliegen, ohne dass es die gerade in schwierigen Fragen wichtigen Sitzungen mit körperlicher Anwesenheit geben konnte, finde ich bemerkenswert. Es zeigt, wie schnell und professionell sich unsere Kirche auf Homeoffice und Videokonferenzkultur eingelassen hat. Dafür an dieser Stelle einmal meinen ganz herzlichen Dank! Und vielleicht darf ich diesen Dank auch in besonderer Weise im Hinblick auf die Haushaltsabteilung unter der kommissarischen Leitung von OKR Dr. Nikolaus Blum unterstreichen, die die Zeit von Vakanzen an entscheidender Stelle in beeindruckender Weise gemeistert hat und meistert.

Auch für unsere Kirche in ihrer täglichen Arbeit gilt: Wir werden aus der Corona-Pandemie nicht so herausgehen, wie wir hineingegangen sind. Wir werden manches Defizit, das in dieser Zeit sichtbar geworden ist, rasch beheben müssen. Aber wir werden auch so manche der neuen Wege, die wir jetzt gehen mussten, dann weiter nutzen, wenn die Pandemie vorbei ist. Über die Reisekosten und CO₂-Ausstöße, die in Zukunft durch so manchen Umstieg auf Videokonferenz eingespart werden können, dürfen wir uns schon jetzt freuen.

Die für uns als Kirche vielleicht wichtigste Auswirkung der Corona-Zeit ist zugleich am schwersten einzuschätzen. Was macht diese Zeit mit unserer Seele? Führt sie zu einer Entfremdung von den Traditionen des Glaubens, für die die Kirche steht – etwa, weil Menschen die Frage stellen, warum Gott das überhaupt alles zulässt? Oder führt es zu einer Stärkung des Glaubens, weil Menschen gerade in einer Zeit, in der wir Menschen mit unserem Latein am Ende waren, die Erfahrung gemacht haben, dass der Glaube sie getragen hat und Worte wie die berühmten Verse aus Psalm 139 ihre Seele erreicht haben:

„Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir. Diese Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen. Wohin soll ich gehen vor deinem Geist, und wohin soll ich fliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da; bettete ich mich bei den Toten, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten“ (Psalm 139, 5-10).

In den öffentlichen Diskussionen um die Corona-Krise hat der Glaube keine erkennbar prominente Rolle gespielt. In den Sondersendungen nach der Tagesschau oder der heute-Sendung war von der Seele kaum und von Religion fast nie die Rede. Gleichzeitig haben viele Menschen in den Gemeinden und Einrichtungen, in den kirchlichen Medienredaktionen oder in den diakonischen Einrichtungen andere Menschen gestärkt, getröstet und Ihnen Mut gemacht, ohne dass dies in irgendeiner Schlagzeile aufgetaucht wäre.

Von einem Bedeutungsverlust von Religion in der Corona-Krise zu sprechen, wäre deswegen zu oberflächlich. Was die Krise mit den Menschen gemacht hat und welche Rolle der Glaube dabei gespielt hat, wird erst noch viel gründlicher untersucht werden müssen. Erste Untersuchungen gibt es allerdings schon. In der Corona-Pandemie – so hat epd kürzlich gemeldet – ist laut einer Umfrage die Religiosität bei vielen Menschen gestärkt worden. Vor allem Menschen, die sich als religiös bezeichnen, beten mehr und nehmen mehr an Gottesdiensten teil. Dieser Befund kommt von niemand Geringerem als dem Exzellenzcluster Religion und Politik der Universität Münster. Die Studie des Forschungsverbunds ergab, dass der Glaube von Menschen, die keiner Religionsgemeinschaft angehören, sich eher abschwäche. Mehr als die Hälfte der rund 2.300 Befragten gab in der nicht repräsentativen Online-Befragung aber an, der Glaube gebe in der Pandemie Trost, Hoffnung und Kraft.¹

Was auf jeden Fall schon jetzt gesagt werden kann, ist, dass die Pandemie für viele Menschen grundlegende Fragen aufgeworfen hat, die unser Gottesbild berühren. Auch Sie als Synodale haben – so wage ich zu vermuten, diese Fragen. Vor allem aber sind Sie möglicherweise immer wieder in Situationen hineingestellt, in denen Sie selbst gefragt werden und als Repräsentant*innen unserer Kirche Auskunft geben sollen. Deswegen ist es gut, dass wir uns mit diesen Fragen am Thementag morgen beschäftigen.

Ich möchte aber schon jetzt einige meiner eigenen Gedanken dazu mit Ihnen teilen.²

2. Wo ist Gott in der Pandemie?

Wo ist Gott in der Pandemie? Ist er der Urheber des Virus? Schickt er es als Strafe oder als Prüfung? Oder als Chance für Lernerfahrungen? Oder hat Gott mit dem Virus gar nichts zu tun? Müssen wir es schlicht aushalten, dass wir Gottes Handeln nicht ergründen können? Die theologischen Deutungsversuche beginnen erst. Aber in Zeitschriften und Internetforen hat eine lebendige Diskussion begonnen. Und wir werden sie ja bei dieser Tagung live erleben können.

¹ <https://www.evangelisch.de/inhalte/183612/12-03-2021/umfrage-glaube-religioeser-menschen-der-pandemie-gestaerkt> vom 12.3.21

² In ausführlicher Form findet sich meine theologische Auseinandersetzung mit der Pandemie in einem in den nächsten Wochen erscheinenden Aufsatz „Wo ist Gott in der Pandemie? Theologische Überlegungen aus Praxis und Reflexion kirchenleitenden Handelns“, in: Evangelische Theologie 2/2021, 84-97.

Die Diskussion bewegt sich zumeist in der klassischen Spannungslinie zwischen Betonung der Allmacht Gottes auf der einen Seite und seiner Liebe auf der anderen Seite. Wenn Gott allmächtig ist, wo bleibt dann die Liebe? Warum verhindert er nicht, dass so viele Menschen durch die Coronainfektion grausam ersticken? Und umgekehrt: Wenn er ein liebender Gott ist, der mit den Menschen mitleidet, wo bleibt dann seine Macht? Kann er überhaupt irgendetwas tun?

Positionen, die die Allmacht betonen und hinter allem, was geschieht, den Willen Gottes und sein Handeln sehen, müssen erklären, warum er tut, was er tut. Dass Corona eine Strafe Gottes ist, sagt kaum jemand, jedenfalls nicht so direkt. Hartmut Löwe, einst Bevollmächtigter des Rates der EKD und evangelischer Militärbischof, spricht in der FAZ immerhin von „Heimsuchung Gottes“. Und er greift die Rede Martin Luthers vom „deus absconditus“, dem „verborgenen Gott“ auf, um zu bekräftigen, dass Gott auch hinter dem Virus steht, eben dann auf verborgene, auf rätselhafte Weise. Wer nicht vom Zorn Gottes zu sprechen vermag, so Löwe, „verdirbt auch die Rede von Gottes Liebe. Sie wird dann zu einer diffusen Gefühlsduselei, einer nicht belastbaren Allerweltsweisheit ohne konkreten Anhalt in der Lebenserfahrung.“

Aber wie, so frage ich kritisch zurück, kann eine Verborgenheit Gottes behauptet werden, die der Liebe Jesu Christi, in dem sich Gott uns Menschen offenbart hat, geradezu diametral widerspricht? Ich jedenfalls kann an Gott nicht an Jesus Christus vorbei glauben!

Andere Deutungen sprechen von der Verantwortlichkeit des Menschen für das Virus, dessen Entstehen deswegen auch nicht Gott in die Schuhe geschoben werden kann. Danach ist das Virus die unliebsame Kehrseite all dessen, was wir an Vorzügen globaler Vernetzung zu schätzen gelernt haben, deren Folgen nun aber ihr negatives Gesicht zeigen. Auch der von Menschen gemachte Klimawandel wird als Beleg für die Verantwortlichkeit des Menschen angeführt. Da, wo Menschen klar als Verursacher von Leid identifiziert werden können, führt die Anklage Gottes tatsächlich auf die Verantwortung des Menschen zurück. Zu Gottes Bilde geschaffen führt Gott ihn eben nicht an Marionettenfäden, sondern wirbt darum, dass er aus Freiheit den guten Orientierungen folgt, die Gott ihm gegeben hat. Aber die menschliche Rolle bei der Verursachung des Virus bleibt zumindest unklar. Und dass der Mensch Naturphänomene wie den Tsunami verursacht habe, behauptet nun wirklich niemand. Der Hinweis auf die menschliche Verantwortung reicht also in jedem Falle nicht aus.

Vertreter der „negativen Theologie“ bestreiten, dass wir überhaupt Aussagen über Gottes Wirken in der Welt machen können. Sie plädieren dafür, zwar von der Existenz Gottes auszugehen, aber radikal darauf zu verzichten, innerweltliche Erfahrungen kausal auf ihn zurückzuführen.

Aber wie – so muss gegenüber solchen Interpretationen kritisch zurückgefragt werden -, wie sollen wir dann überhaupt noch von Gottes Wirken in der Welt reden und zu ihm beten, in der Hoffnung, dieses Wirken auch zu erfahren?

Eine mögliche Antwort ist die konsequente Verlagerung des Redens von Gottes Wirken in den Bereich der persönlichen Deutung. Jegliche philosophischen Spekulationen verbieten sich. Was Gott mit dem Virus zu tun hat, kann nur jeder für sich selbst auf dem Hintergrund seiner eigenen Erfahrung sagen.

Dass die menschliche Erfahrung in diesem Ansatz nicht hinter philosophischen Spekulationen verschwindet, ist eine Stärke. Er unterschätzt aber, wie bedrängend die Frage nach der Präsenz Gottes im Leiden und dem Verstehen seines Handelns auch als Frage der Frömmigkeit gestellt wird. Die Frage kommt ja: warum tut Gott das? Warum hilft er mir nicht? Der alleinige Hinweis auf die Geheimnishaftigkeit Gottes oder auf die subjektive Erfahrung hilft da ja gerade nicht. Jede Seelsorgerin, die sich vor einer Antwort auf diese Frage nicht drückt, kennt die Verwobenheit von persönlicher Erfahrung und gedanklichem Verstehen. Und stellt sich der Aufgabe, die Karl Barth in seinem berühmten Wort beschrieben hat: „Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können wissen, und eben damit Gott die Ehre geben.“

Was also ist mein eigener Antwortversuch?

Mein eigener Antwortversuch stellt den ins Zentrum, der für unseren Glauben der zentrale Bezugspunkt ist: Jesus Christus. Der strategische Hauptsatz von PuK beginnt mit einem klaren und weitreichenden Satz: „Die ELKB gibt Zeugnis von der Liebe des menschengewordenen Gottes“. Nicht irgendeines Gottes. Sondern des „menschengewordenen“ Gottes. Und im Eingangsteil der 12 Leitsätze der EKD heißt es: „Christusbindung, Geistverheißung und Liebesgebot sind Grundpfeiler der Kirche Jesu Christi, an denen wir uns orientieren.“ Der Weg, den wir gehen, „ist getragen von der Zuversicht, dass Jesus Christus der gute Grund der Kirche ist, auf den wir bauen und an dem wir uns orientieren.“

Wenn wir das wirklich ernstnehmen, muss es auch die Grundlage unserer Deutung der Corona-Pandemie sein. Christus aber hat nicht getötet. Er hat geheilt. Er hat an der Seite der Leidenden gestanden und selbst die tiefsten Abgründe des Leidens erfahren. Der Verzweiflungsschrei, mit dem er nach dem Zeugnis des Matthäusevangeliums am Kreuz stirbt, „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mt 27,46), ist nur der machtvollste Ausdruck davon. Das aber heißt: wir können auch Gottes Allmacht nur von der Ohnmacht her verstehen. Ein Gottesbild, das Allmacht als Allkontrolle versteht, widerspricht gewichtigen Inhalten des neutestamentlichen Zeugnisses.

Wie schwer es ist, von einem solchen Gottesbild Abschied zu nehmen, haben wir selten so deutlich gespürt wie jetzt in Zeiten der Pandemie. Denn natürlich würden wir uns wünschen, dass dieses Virus, das so viel Leid verursacht, einfach weggebetet werden kann. Aber wir wissen eben auch: Die Erwartung, dass Gott das Virus vernichten wird, wenn wir nur genug darum beten, kann nur enttäuscht werden.

Schon Dietrich Bonhoeffer hat uns dazu Mut gemacht, von einem Gottesbild Abschied zu nehmen, nach dem Gott in Notsituationen gleichsam direkt „von oben“ eingreift und das, was uns Beschwer macht, beseitigt.

Der Gott, den eine Theologie für die mündige Welt, im Sinne Bonhoeffers, zu überwinden hat, ist der Knopfdrückergott, der auf den Tsunami-Knopf drückt oder ein Virus auf uns schleudert, wenn er uns prüfen oder bestrafen will. Und der eben auch dieses Virus wieder wegnimmt, wenn wir ihn im Gebet darum bitten. Man kann die Frage stellen, ob manche Enttäuschung über die Kirche und ihr Wirken in der Pandemie auch mit der Schwierigkeit zu tun hat, von diesem Gottesbild Abschied zu nehmen. Denn im Lichte eines solchen Gottesbildes wäre diese Enttäuschung ja nachvollziehbar: „Wenn Ihr uns nicht helfen könnt,

wenn wir euch jetzt wirklich mal brauchen, und ihr das Virus nicht weg beten könnt, dann seid ihr zu nichts nütze.“

Umso dringlicher stellt sich die Frage: Wie können wir über ein solches Gottesbild hinausdenken und trotzdem oder genau deswegen Trost und Zuversicht vermitteln? Der Heidelberger Systematische Theologe Michael Welker hat eine klare Antwort auf diese Frage gegeben: „Gottes Allmacht ist nicht die Macht eines kosmischen Puppenspielers, der uns in eine perfekte Maschine oder eine Disney-Welt versetzt. Gottes Allmacht ist die Macht, auch aus Leid und Not Neues und Gutes zu schaffen. Dazu wirkt Gott in seiner Schöpfung und in uns Menschen durch seinen unbedingt guten Geist.“

Die Schöpfung ist unvollendet. Gottes schöpferische Energie muss ihr Werk noch zu Ende tun. Nicht das Virus und seine tödliche Energie ist kausal mit Gottes Handeln verknüpft, sondern seine Bekämpfung und Überwindung, die Leben schützt und heilt. Gott ist da, Gott schickt seine kreative Lebensenergie in die noch unvollendete Schöpfung. Aber Gott tötet nicht bewusst unschuldige Menschen, um der Menschheit insgesamt einen Denkmalsstein zu geben. Die Allmacht Gottes ist nicht Kontrolle über den Lauf der Welt. Sondern Gottes Allmacht ist die kreative Energie, die von der Ohnmacht des Kreuzes in die neue Lebensenergie der Auferstehung führt.

Gott gibt die Kraft, mit der Pandemie umzugehen. Gott schenkt Geistesblitze in die Hirne der Forscher*innen, die Impfstoffe entwickeln. Gott gibt mit seinem Geist die Gewissheit in die Herzen der Menschen, dass nichts uns von seiner Liebe trennen kann, auch nicht der Tod.

Und Gott – darauf vertrauen wir fest, wird am Ende alle Tränen abwischen und es wird kein Leid, kein Schmerz, kein Geschrei mehr sein. Es ist das Vertrauen in die Wirkmacht des Heiligen Geistes, das uns in den Anfechtungen der Pandemie beten lässt. In ihm spüren wir Christus als den, der in Angst, Müdigkeit und schwindender Zuversicht an unserer Seite steht. Und wir spüren in ihm den Schöpfer, der seine Schöpfung in die endgültige Überwindung des Ur-Chaos führen wird.

Mit guten Gründen sind im Pandemiejahr die berühmten Sätze aus dem Glaubensbekenntnis Dietrich Bonhoeffers immer wieder in den Gottesdiensten zitiert und in der persönlichen Frömmigkeitspraxis meditiert worden: „Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.“³

Verantwortliche Rede von Gott, die die innertrinitarische Einheit Gottes wirklich ernst nimmt, verlangt, dass wir beides aufeinander beziehen: Den verzweifelten Schrei der Verlassenheit Jesu am Kreuz und die Worte des auferstandenen Christus': „Siehe, ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“ (Mt 28, 20). Verantwortliche Rede von Gott in Pandemiezeiten kann nur von einer Allmacht sprechen, die aus der Ohnmacht kommt – und aus der wider alle Realität festgehaltenen Gewissheit, dass Leid und Tod nicht das letzte Wort sind, sondern am Ende das Leben siegt.

Es ist wichtig, dass wir in diesen Zeiten immer wieder innehalten, uns besinnen, auf Gott schauen und darüber nachdenken, wo Gott in dieser Pandemie zu finden ist. Um genau das

³ D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, DBW 8, 30f.

zu tun, ist es wichtig, mit wachem Blick und sensiblem Herzen auf die Welt zu schauen. Gott können wir nur finden, wenn wir das Leiden der Welt wahrnehmen.

Ich möchte deswegen heute eine Gruppe von Menschen noch etwas genauer in den Blick nehmen, deren Leiden auf den ersten Blick oft nicht sichtbar ist, aber langfristige Folgen zu haben droht. Ich rede von Kindern und Jugendlichen und knüpfe damit an die Rede der Synodalpräsidentin an.

3. Kinder und Jugendliche in Zeiten der Corona-Pandemie

Mit guten Gründen haben wir im letzten Jahr intensiv an besonders verletzbare oder gerade jetzt geforderte Menschen gedacht: Menschen im Alter, Menschen in sozialen und medizinischen Berufen, Menschen, die existenziell oder gesundheitlich bedroht sind und nicht wissen, ob und wie es weitergeht.

Eine Zeitungsmeldung hat kürzlich die Aufmerksamkeit auf eine andere Gruppe gelenkt: die jungen Menschen. Fast jedes dritte Kind zeigt einer neuen Studie zufolge ein knappes Jahr nach Beginn der Pandemie in Deutschland psychische Auffälligkeiten. Ängste nehmen zu, auch Depressionen. Kinder aus sozial schwierigen Verhältnissen sind besonders gefährdet.

Dieser Befund hat mich sehr bewegt. Und ich finde ihn alarmierend. Uns allen verlangt diese Zeit viel ab. Aber ein Pandemie-Jahr im Leben eines jungen Menschen fühlt sich bei gleichen äußeren Umständen noch viel länger und noch viel intensiver an, als das bei einem Menschen in meinem Alter der Fall ist. Wie wichtig sind zwei Jahre für Entwicklungsschritte und Erfahrungen im Leben eines jungen Menschen! Was passiert alles in dieser Zeit! Ein Kindergeburtstag, der nicht gefeiert werden kann, ein Abitur, das nicht gebührend begangen werden kann, prägt sich mehr ein, als ein nicht gefeiertes Fest in unserem Alter. Auch die Älteren unter uns müssen sich nur einen Moment lang zurückerinnern, was sich in dieser Zeit alles für sie getan hat. Und wie wichtig gerade das dabei war, was jetzt so erschwert oder gar weitgehend unmöglich geworden ist: physische Kontakte, Ausgelassenheit, prickelnde Verliebtheitsgefühle, über die Stränge schlagen, körperliche Nähe, ein Gefühl der Sicherheit in der direkten Umgebung, wenn innerlich und in der Seele alles unsicher wird.

Was für Jugendliche gilt, gilt in anderer Weise auch für Kinder, die, wie ich an meinem morgen zwei Jahre alt werdenden Enkel sehe kann, in kürzester Zeit extreme Entwicklungsschritte machen. Es ist unsere Aufgabe als Erwachsene und als christliche Gemeinschaft, alles in unserer Macht Stehende zu tun, dass die notwendig gewordenen Einschränkungen des Aktionsradius und die damit verbundenen Verunsicherungen für Kinder und Jugendliche nicht zu dauerhaften inneren Schäden führen, sondern im besten Falle Kräfte wecken, die ihnen für ihr Leben wichtige Resilienzgrundlagen mitgeben. Und deswegen genau hinzusehen, welche Einschränkungen für die Kinder und Jugendlichen nach einem Jahr Pandemie wirklich noch vertretbar sind.

Die vielen ehrenamtlichen und hauptberuflichen Mitarbeitenden in Diakonie und Kirche, in der Jugendsozialarbeit und an den Schulen haben sich herausragend eingebracht, um in dieser Situation für junge Menschen da zu sein. Fasziniert und begeistert hat mich vor allem die Kreativität und Vielfalt der digitalen Angebote in so vielen Bereichen. Und dennoch, bei allen guten Ideen und trotz allen Engagements: mit dieser Form der Seelsorge und Begleitung kommen wir zunehmend an Grenzen. Gerade in jungen Jahren ist der direkte

Kontakt für die Entwicklung eines Menschen und insbesondere für die psychische und soziale Gesundheit so wichtig. Kinder und Jugendliche brauchen Schutzräume auch *außerhalb* ihrer Familie und Lernorte auch *außerhalb* von Schule.

Gerade durch die Pandemie werden soziale Unterschiede besonders sichtbar: Unterschiedliche finanzielle Ressourcen und große Unterschiede in der Begleitung und Unterstützung. *Alle* Kinder und Jugendliche brauchen eine Chance, verpassten und ausgefallenen Lernstoff nach- bzw. aufzuholen. Einen Fokus sollten wir dabei vor allem auf jene benachteiligten jungen Menschen richten, denen der Rückhalt zuhause, die nötigen Sprachkenntnisse, die nötigen Mittel oder generell der Halt im Leben fehlen. Wir müssen uns immer wieder für Rahmenbedingungen stark machen, die es allen jungen Menschen ermöglichen, diese Krise gut zu bewältigen.

Seite an Seite mit der Diakonie leisten wir als Kirche gerne einen Beitrag: z.B. in der Schulsozialarbeit, in der schulbezogenen Jugendarbeit oder im Studienzentrum für evangelische Jugendarbeit in Josefstal, wo die Erfahrungen mit Tagen der Orientierung und die guten Beziehungen zu Schulen genutzt werden, um Lerncamps in den Sommerferien zu planen. Benachteiligte Jugendliche erleben dort in der Tradition evangelischer Jugendarbeit eine Freizeit mit Spaß und mit Begegnung miteinander und mit dem Evangelium. Gleichzeitig holen sie Lernstoff in Absprache mit ihren Lehrer*innen nach – begleitet und unterstützt von Ehrenamtlichen und Hauptberuflichen. Es besteht begründete Hoffnung, dass die Staatsregierung solche Initiativen gezielt fördert.

Kinder, Jugendliche und Konfis brauchen dringend außerfamiliäre und geschützte Orte, an denen sie sich entfalten, entwickeln und einfach unter sich sein können. Besonders fragil ist die Altersgruppe der 12- bis 16-jährigen, die seit vielen Wochen und Monaten weder durch Grundschule oder KiTa noch in einer Abschlussklasse reale Begegnungsmöglichkeiten hatten. Gerade in dieser Lebensphase kann und möchte man nicht alles mit seinen Eltern besprechen. Natürlich brauchen auch Kinder unter 12 und Jugendliche über 16 für ihre Entwicklung, vor allem aber für ihre psychische Gesundheit Begegnungsmöglichkeiten, Austausch und Ansprache jenseits der Schule.

Umso mehr freut es mich, dass seit 15. März eingeschränkt, aber mit einer deutlichen Perspektive, die Arbeit mit Kindern und die Jugend- bzw. Konfiarbeit mit entsprechenden Schutz- und Hygienekonzepten – jedenfalls je nach Inzidenzwert regional teilweise - wieder möglich geworden ist. Das ist ein wichtiges und erfreuliches Signal, nicht nur an die Verantwortlichen in diesen Arbeitsfeldern, sondern vor allem an die Kinder und Jugendlichen, die sich herausragend in Geduld geübt haben in den letzten Monaten.

Jetzt steigen die Zahlen wieder und noch einmal ist Geduld gefordert. Aber ich möchte uns alle ermutigen, die Türen der Gemeindehäuser, Jugendwerke und -zentren da, wo es die Inzidenzwerte erlauben, wieder umsichtig zu öffnen, wenn auch zunächst nur für kleine, möglichst konstante Gruppen, mit Masken und vielleicht im Freien. Es gibt inzwischen viele gute Erfahrungen für Spiele und Methoden ohne Körperkontakt. Und manchmal braucht es auch gar kein großes Programm, sondern einfach Raum für Begegnung, für situative und seelsorgerliche Begleitung. Das ist eine unserer Stärken und genau das brauchen junge Menschen jetzt besonders. Auch junge Ehrenamtliche mit Grundkurs können sich wieder einbringen.

Die evangelische Kirche mit allen ihren Jugendverbänden und -organisationen bietet für Kinder und Jugendliche diese Räume, die so dringend benötigt werden. Allen Ehren- und Hauptamtlichen danke ich von Herzen für Ihr hohes Engagement, mit dem sie diese Orte verantwortungsbewusst und unter Einhaltung der Schutz- und Hygienevorschriften diese Orte gemeinsam mit jungen Menschen gestalten. Wie gut, dass durch die ev. Jugendsozialarbeit kirchliches Handeln auch für benachteiligte junge Menschen erlebbar und erfahrbar bleibt.

4. Menschenrechtslage in Westpapua

Die Corona-Pandemie bindet viele unserer Energien hier in unserem eigenen Land und in unserer eigenen Kirche. Aber die Kirche Jesu Christi kennt keine nationalen oder kulturellen Grenzen. Deswegen habe ich in meinem letzten Bericht auf die Konsequenzen der Pandemie in unseren Partnerkirchen hingewiesen. Mich hat die Nachricht vom Tod des tansanischen Präsidenten vor wenigen Tagen nicht nur deswegen besonders berührt, weil die Lutherische Kirche in Tansania eine unserer wichtigsten Partnerkirchen ist. Sondern auch, weil wir von unseren Schwestern und Brüdern dort bestürzende Berichte von der Verharmlosung der Pandemie durch die Regierung und ihren Präsidenten bekomme hatten. Ob er nun, wie manche Medien berichten, selbst an einer Covid-19-Erkrankung gestorben sein könnte, vermag ich nicht zu beurteilen. Allerdings hoffe ich, dass neben der Trauer, die der Verlust jedes Menschenleben immer verdient, die Verharmlosung des Virus nun endgültig ihr Ende findet und dadurch in der Zukunft Menschenleben gerettet werden können.

Der Blick in die Welt darf aber nicht auf die Pandemie reduziert werden. Auch kontinuierlich anhaltende Menschenrechtsverletzungen verdienen unsere Aufmerksamkeit - gerade dann, wenn sie von der Weltöffentlichkeit weitgehend unbeachtet bleiben. Bischof Dr. Jack Urame von der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Papua-Neuguinea hat seine große Sorge über die zunehmenden Menschenrechtsverletzungen in der Nachbarkirche in Westpapua zum Ausdruck gebracht und bittet die Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern um einen unterstützenden Beschluss im Rahmen der partnerschaftlichen Beziehungen. Ich möchte unsere Reaktion als Landeskirchenrat auf die Eingabe dazu schon hier in meinem Bischofsbericht aufnehmen, um sehr deutlich zu markieren, dass wir als Kirche an der Seite unserer Schwestern und Brüder auf der anderen Seite des Globus stehen. Besonders seit meinem Besuch in Papua-Neuguinea vor 2 Jahren fühle ich mich auch persönlich mit Bischof Urame und unserer ganzen Partnerkirche dort sehr verbunden, die wiederum eng mit der ihrer Nachbarkirche in Westpapua verbunden ist.

In Westpapua (Republik Indonesien), dem westlichen Teil der Insel Neuguinea, existiert seit vielen Jahrzehnten eine Form von Rassismus, der sich gegen indigene Papuas richtet. Im Alltag erfahren Papuas eine Behandlung als Bürger zweiter Klasse. Sie werden von West-Indonesiern als „Schwein“, „Tier“, „Affe“ und „Hund“ bezeichnet und sind täglicher Gewalt und Ungleichbehandlung ausgesetzt. Im Jahr 2020 wurden über 20 Fälle unrechtmäßiger Tötungen gezählt sowie über 70 Fälle von Folter. Es wurde von mehr als 380 politischen Verhaftungen berichtet. Die Mehrzahl der außergerichtlichen Tötungen steht im Zusammenhang mit Razzien der Sicherheitskräfte im zentralen Hochland. Aus Angst vor der Präsenz des Militärs und auch durch gewaltsame Razzien durch das Militär und die Zerstörung ihrer Häuser, befinden sich derzeit über 60.000 Papuas auf der Flucht. Dies zeigt sich auch in einem vermehrten Zustrom von Flüchtlingen (überwiegend Frauen und Kinder) in die Flüchtlingscamps Papua-Neuguineas nahe der Grenze zu Westpapua. Bischof Urame,

den viele Synodale bei seiner Festpredigt zum Eröffnungsgottesdienst der Landessynode 2017 in Sulzbach-Rosenberg persönlich kennenlernen konnten, hat nun um die Unterstützung der bayerischen Landessynode gebeten, in der Hoffnung, damit Öffentlichkeit für die Belange der Schwestern und Brüder in Westpapua zu erreichen und auch die deutsche Politik dazu zu bewegen, hier gegenüber der indonesischen Regierung aktiv zu werden.

Wir verurteilen die massiven und systematischen Menschenrechtsverletzungen in Westpapua/Indonesien, die mit rassistischer Diskriminierung der indigenen Papua verbunden sind, mit allem Nachdruck. Wir beten für unsere Geschwister in Papua-Neuguinea und unterstützen ausdrücklich und nach Kräften ihren Einsatz für die Gewährleistung der Menschenrechte in ihrem Land.

Es ist wichtig, dass wir gerade jetzt den Blick in die Welt behalten - in einer Zeit, in der sich die öffentliche Diskussion stark auf das Krisenmanagement in unserem Land richtet, in der aber auch wir als Kirche vor besonderen Herausforderungen stehen.

5. Segensreich arbeiten mit weniger Mitteln – Fünf Regeln

Wir wussten ja seit Langem dass die finanziellen Ressourcen knapper werden. Daher haben wir uns als ELKB auch klug darauf eingestellt, indem wir bewusst mehrere Jahre im PuK-Prozess, ohne den Zweck des Sparens ins Zentrum zu stellen, das PuK Dreieck zwischen Auftrag, Organisation und Menschen reflektiert haben. Es ist für viele bereits eine Grundhaltung ihrer Arbeit geworden. Das hat uns ermöglicht, inhaltlich intensiv daran zu arbeiten, wo wir als Kirche eigentlich hinwollen, wo und wie wir Kirche neu bauen wollen und welche Veränderungen dazu notwendig sind. Darauf können wir jetzt aufbauen. Und Menschen überall in unserer Kirche arbeiten schon längst daran. Einige schon, bevor es PuK überhaupt gab. Und viele auch angestoßen und inspiriert durch den Prozess, der dadurch in Gang gekommen ist.

Gibt es einen Schlüssel für den Erfolg von PuK? Ja, es gibt ihn! Er liegt darin, dass dieser Prozess trotz bewusstem Umgang mit und Reflexion von Knappheitssituationen am Ende nicht aus der Knappheit, sondern aus der Fülle lebt. Er gründet in der Zusage Jesu Christi: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben und volle Genüge haben sollen.“ Und er gründet auf dem Vertrauen, dass wir auch mit weniger materielle Ressourcen ausstrahlungsstark Kirche sein können.

Dass wir uns pandemiebedingt nun noch früher als erwartet und noch viel einschneidender den konkreten Konsequenzen stellen müssen, kommt unerwartet. Aber wir sind nicht unvorbereitet. Und wenn wir es richtigmachen, können wir als Kirche gestärkt anstatt geschwächt aus den Umbauprozessen hervorgehen. Im Landeskirchenrat haben wir uns deshalb im vergangenen Jahr drei Haltungen besonders in den Blick genommen, mit denen wir uns den großen Herausforderungen stellen: Ehrlichkeit in der Wahrnehmung und Analyse, aber auch im Blick auf die eigenen Erfahrungen; Offenheit für die Vielfalt an Möglichkeiten, die uns trotz aller Notwendigkeiten oder Einschränkungen gegeben sind; und Vertrauen auf Gottes guten Geist, der es uns ermöglicht, aus Ideen und Überzeugungen ganz konkrete Schritte miteinander zu gehen. Für die Kultur des ganz konkreten gemeinsamen Ringens im Umbau und Neubau schlage ich, auf diesen Haltungen aufbauend, fünf Regeln vor, die helfen können, den Umbau zu bewältigen:

Die **erste Regel** gründet in der Goldenen Regel Jesu: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch.“ Diejenigen, die in der Kirchenleitung planen, müssen sich in diejenigen, die von den Planungen betroffen sind, hineinversetzen und die Konsequenzen von möglichen Kürzungen für die Arbeit dort wirklich wahrnehmen. Und diejenigen, die davon betroffen sind, müssen sich in diejenigen hineinversetzen, die die Konsolidierungsleistung irgendwie erbringen müssen. Sie müssen sich aber auch in andere mögliche von solchen Maßnahmen Betroffene hineinversetzen, die vor genauso schmerzlichen Konsequenzen stehen. So wie wir auf ihre Bereitschaft hoffen, Lösungen zu finden, die mit weniger Geld auskommen, so zeigen auch wir eine ähnliche Bereitschaft in den uns besonders wichtigen Bereichen. Alle Seiten dürfen voneinander erwarten und billigen einander zu, das Ganze der Kirche im Blick zu haben.

Die **zweite Regel**: Den Blick auf mögliche Finanzierungsquelle weiten. Nicht alles Sinnvolle muss aus Kirchensteuermitteln finanziert werden. Unter veränderten finanziellen Bedingungen muss verstärkt nach einer breiteren Finanzierungsbasis gesucht werden, etwa durch den Beitrag von Stiftungen. Gerade da, wo eine Arbeit so bewährt und anerkannt ist, dass sie auf ein großes Netzwerk von Unterstützern zurückgreifen kann, bieten sich auch besondere Möglichkeiten dafür.

Die **dritte Regel**: Die Chancen von Zusammenarbeit erkennen. Aus Kooperationen kann die Erfahrung erwachen, dass eine Aufgabe zusammen sogar noch besser und auch mit weniger Ressourcen angepackt werden kann. Dazu hat PuK den Raum, in dem eine Aktivität stattfindet, als Bezugsgröße stark gemacht. Gemeinden, Dekanate, landesweite Dienste, größere kirchliche Einrichtungen und auch nichtkirchliche Träger sind mögliche Kooperationspartner, um ein gemeinsames Ziel für die Menschen in einem Sozialraum zu erreichen.

Die **vierte Regel**: sensible Kommunikation - vonseiten der Kirchenleitung ebenso wie vonseiten aller anderen Beteiligten. Die Kirchenleitung hat die Aufgabe, Vorschläge für Veränderungen zu machen und das sensibel mit den Betroffenen zu besprechen. Wenn darüber diskutiert wird, dann ist es verständlich, dass diejenigen, die eine Arbeit tragen und ihr besonders verbunden sind, auch für ihre Sache werben. Der primäre Schauplatz für das Ringen um eine kluge Verteilung der Mittel sollte aber für alle Beteiligten nicht die Öffentlichkeit sein. Wenn die Öffentlichkeit Anteil nimmt an innerkirchlichen Debatten und dabei auch das segensreiche Wirken der Kirche würdigt, kann man sich nur darüber freuen. Umso wichtiger ist im Hinblick auf die konkreten Vorschläge eine gute, offene und vertrauensvolle innerkirchliche Kommunikation, die dann auch in mögliche öffentliche Debatten ein Höchstmaß an Sachlichkeit einzutragen vermag.

Die **fünfte Regel**: Überwindung einer direkten Verkoppelung der Höhe der Finanzmittel und der Wirksamkeit der Arbeit. Auch eine sehr segensreiche Arbeit kann durch innere Optimierungsprozesse mit weniger Geld gut weitergeführt, im besten Falle durch kreative Neuorganisation sogar gestärkt werden. Die von Geld unabhängige Bedeutung der Beziehungen miteinander und der damit verbundenen Qualität der Zusammenarbeit sollte als Faktor für das Gelingen einer Arbeit nicht unterschätzt werden.

Die Aufgabe vor der wir jetzt unmittelbar stehen, ist riesengroß: Innerhalb von drei Jahren (2021- 2023) einen Haushalt mit 130 Millionen Defizit auszugleichen und dabei den größten Teil wegen fester Rechtsverpflichtungen, etwa bei den Gehältern, gar nicht antasten zu

können, grenzt an Unmöglichkeit. Trotzdem haben wir uns auf den Weg gemacht. Ich erlebe dabei einen Willen, über Abteilungsgrenzen hinweg zu Lösungen zu kommen, traditionelle Versäulungen zu überwinden, wie ich das nie zuvor erlebt habe. Man spürt schon jetzt den konstruktiven Geist von PuK. Und mir wird auch von einem ausgesprochen konstruktiven Geist in vielen schwierigen Gesprächen mit den unterschiedlichen Arbeitsfeldern und Einrichtungen, aber auch in synodalen Ausschüssen, berichtet, in denen nach konkreten Lösungen gesucht wird. Dafür bin ich sehr dankbar. Wir brauchen diesen Geist!

Dass die unterschiedlichen Kommunikationen in den Fachabteilungen zusammenlaufen und dort die Konzepte entwickelt werden müssen, ist für mich eine Selbstverständlichkeit. Denn die Menschen, die dort arbeiten, werden genau dafür bezahlt und sind aufgrund ihrer besonderen Kompetenzen für diese Aufgabe ausgewählt worden. Ich bin zuversichtlich, dass es, nicht zuletzt durch gute Kommunikation, gelingen wird, die insbesondere auch von der Synode zu setzenden strategischen Leitimpulse und die insbesondere von den Fachabteilungen zu leistende operative Arbeit klug zueinander ins Verhältnis zu setzen.

Die Landesstellenplanung, mit der wir uns in dieser Woche intensiv auseinandersetzen, ist dafür schon in ihrer Erarbeitung ein richtig gutes Beispiel: Sie ist in einem Netzwerk an Kommunikation auf allen Ebenen unserer Kirche diskutiert und entwickelt worden. Viele Detaillösungen sind gerade nicht am Schreibtisch, sondern in Workshops und Konferenzen entstanden. In den Erprobungsdekanaten wurden die Entscheidungsmöglichkeiten auf der mittleren Ebene als Stärke erfahren. Landessynode und Landeskirchenrat haben dabei hervorragend zusammengearbeitet. Aber auch die Verknüpfung der unterschiedlichen Prozesse von PuK bis zum „Miteinander der Berufsgruppen“ mit der Landesstellenplanung war von Anfang an ein Kernpunkt der Entwicklung. Dafür bin ich nicht nur dankbar, sondern es macht mich richtig zuversichtlich, dass die Umsetzung und Weiterentwicklung der Landesstellenplanung in den kommenden Jahren mit dieser Intensität fortgesetzt wird und damit den notwendigen Umbau und Neubau unserer Kirche ganz konkret stärkt. Ich bin gespannt auf die Beratungen dazu hier bei der Synodaltagung. Der konstruktive Geist, der schon in den bisherigen Beratungen zur Entwicklung spürbar war, wird auch jetzt tragen.

6. Ausblick: Die Wüste blüht

Sowohl was das Leben in der Pandemie angeht als auch beim zukunftsorientierten Umbau unserer Kirche nehme ich beides wahr: Müdigkeit, Vergeblichkeitserfahrungen, Verzagtsein angesichts zurückgehender Finanzen - und zugleich viel Aufbruch, neue Zuversicht, Umbauenergie und kreative Ideen und ihre Umsetzung. Manchmal verteilt sich das auf unterschiedliche Personen. Und manchmal finden wir beides in uns selbst. Und beides muss auch seinen Ort haben, damit wir weder alles schönreden noch eine Verliebtheit in den Untergang an den Tag legen, die v.a. deswegen trostlos wäre, weil sie nicht mit Gott rechnet.

Für mich sprechen viele Worte in der Bibel in genau diese Situation hinein, in der beides vorkommt: die Wüste und das neue Leben. Besonders eindrucksvoll bringt das der Prophet Jesaja zum Ausdruck:

„Die Wüste und Einöde wird frohlocken, und die Steppe wird jubeln und wird blühen wie die Lilien. Sie wird blühen und jubeln in aller Lust und Freude. (...) Stärkt die müden Hände und macht fest die wankenden Knie! Sagt den verzagten Herzen: »Seid getrost, fürchtet euch nicht! Seht, da ist euer Gott!“ (Jes 35,1-3).

Und heute, am Weltwassertag, mag auch das, was dann folgt, besonders zu uns sprechen: „Denn es werden Wasser in der Wüste hervorberechen und Ströme im dürren Lande. Und wo es zuvor trocken gewesen ist, sollen Teiche stehen, und wo es dürre gewesen ist, sollen Brunnenquellen sein“ (V 6f).

Das ist es, was Gott auch uns als Kirche jetzt zusagt: Ja, ihr geht durch Wüstengelände. Aber schaut doch genau hin. Da ist so viel Blühen in der Wüste! Schaut hin und freut euch daran und vertraut darauf, dass Gott etwas wachsen lässt und zum Blühen bringt, auch wo das auf den ersten Blick nicht sichtbar ist.

Ich sehe schon jetzt überall Blühen in unserer Kirche, auch in wüst erscheinendem Gelände. Manchmal ganz zart oder kaum sichtbar in den Knospen. Und manchmal in frischen Farben direkt vor Augen. Aber eines ist sicher: da ist nichts wüst und leer. Weil Gott mit seiner schöpferischen Energie wirkt. Von Beginn der Welt an und auch heute. Und die Wüste blühen lässt.

Lasst uns darauf fest vertrauen. Und als Volk Gottes mit Zuversicht weiterwandern.

Vielen Dank für Zuhören!